

Johann August Schülein
Psychoanalyse als gesellschaftliche Institution

Folgende Titel sind u. a. in der Reihe *Psyche und Gesellschaft* erschienen:

- Hartmut Radebold (Hg.):** Kindheiten im Zweiten Weltkrieg und ihre Folgen. 3. Aufl. 2012.
- Helmut Dahmer (Hg.):** Analytische Sozialpsychologie. Texte aus den Jahren 1910–1980, 2 Bände. 2013.
- David Tuckett:** Die verborgenen psychologischen Dimensionen der Finanzmärkte. Eine Einführung in die Theorie der emotionalen Finanzwirtschaft. 2013.
- Lea Schumacher, Oliver Decker (Hg.):** Körperökonomien. Der Körper im Zeitalter seiner Handelbarkeit. 2014.
- Jan Lohl, Angela Moré (Hg.):** Unbewusste Erbschaften des Nationalsozialismus. Psychoanalytische, sozialpsychologische und historische Studien. 2014.
- Burkard Sievers (Hg.):** Sozioanalyse und psychosoziale Dynamik von Organisationen. 2015.
- Carlo Strenger:** Die Angst vor der Bedeutungslosigkeit. Das Leben in der globalisierten Welt sinnvoll gestalten. 2016.
- Uli Reiter:** Form und Funktion des Krankhaften. Pathologie als Modalmedium. 2016.
- Dieter Flader:** Vom Mobbing bis zur Klimadebatte. Wie das Unbewusste soziales Handeln bestimmt. 2016.
- Fritz Redlich:** Hitler – Diagnose des destruktiven Propheten. 2016.
- Johann August Schüle:** Gesellschaft und Subjektivität. Psychoanalytische Beiträge zur Soziologie. 2016.
- Tobias Grave, Oliver Decker, Hannes Gießler, Christoph Türcke (Hg.):** Opfer. Kritische Theorie und Psychoanalytische Praxis. 2017.
- Felix Brauner:** Mentalisieren und Fremdenfeindlichkeit. Psychoanalyse und Kritische Theorie im Paradigma der Intersubjektivität. 2018.
- Ulrich Bahrke, Rolf Haubl, Tomas Plänkner (Hg.):** Utopisches Denken – Destruktivität – Demokratiefähigkeit. 100 Jahre »Russische Oktoberrevolution«. 2018.
- Bandy X. Lee (Hg.):** Wie gefährlich ist Donald Trump? 27 Stellungnahmen aus Psychiatrie und Psychologie. 2018.
- Sascha Klotzbücher:** Lange Schatten der Kulturrevolution. Eine transgenerationale Sicht auf Politik und Emotion in der Volksrepublik China. 2019.
- Oliver Decker, Christoph Türcke (Hg.):** Ritual. Kritische Theorie und Psychoanalytische Praxis. 2019.
- Oliver Decker, Christoph Türcke (Hg.):** Autoritarismus. Kritische Theorie und Psychoanalytische Praxis. 2019.
- Rolf Haubl, Hans-Jürgen Wirth (Hg.):** Grenzerfahrungen. Migration, Flucht, Vertreibung und die deutschen Verhältnisse. 2019.
- Caroline Fetscher:** Das Paddock-Puzzle. Zur Psychologie der Amoktat von Las Vegas. 2021.

PSYCHE UND GESELLSCHAFT
HERAUSGEGEBEN VON JOHANN AUGUST SCHÜLEIN
UND HANS-JÜRGEN WIRTH

Johann August Schülein

Psychoanalyse als gesellschaftliche Institution

Soziologische Betrachtungen

Psychosozial-Verlag

Mit freundlicher Unterstützung des Instituts für Soziologie und Empirische Sozialforschung (Department für Sozioökonomie) der Wirtschaftsuniversität Wien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2021 Psychosozial-Verlag, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: basierend auf einem Werk von [frank_kie](https://www.adobe.com/stock) (stock.adobe.com)

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-3099-3 (Print)

ISBN 978-3-8379-7776-9 (E-Book-PDF)

Inhalt

Vorwort oder: Was hat die Psychoanalyse vom Kontakt mit der Soziologie?	7
--	---

Freud

1 Freuds Vorstellung von Gesellschaft	19
2 Von der Neurophysiologie zur »wissenschaftlichen Weltanschauung« Über Struktur- und Funktionswandel von Freuds Wissenschaftstheorie	59
3 Professionelle Freundschaften Freud und seine Beziehungen	93

Psychoanalytische Sozialpsychologie

4 Das »Unbehagen in der Kultur« und die moderne Ökonomie	119
5 Das »Schicksal« Analytischer Sozialpsychologie	147
6 Von der »vaterlosen Gesellschaft« zum »flexiblen Menschen« Psychoanalytische Zeitdiagnosen und gesellschaftlicher Wandel	159
7 Hoffnung, Wut und Skepsis Über Problemlagen psychoanalytischer Gesellschaftskritik	181

- 8 Die Dialektik sozialer und psychischer Realität oder:
Können moderne Gesellschaften mit sich selbst
Schritt halten?** 201
Über Modernisierung und Innovation

Psychoanalyse als Institution

- 9 Institutionalierungsprobleme der Psychoanalyse oder:
Wird die »autoerotische Periode des Vereinslebens«
durch die der »Objektliebe« abgelöst?** 221
- 10 Warum es die Psychoanalyse
in der Wissensordnung nicht leicht hat** 249
Erkenntnis- und institutionstheoretische Überlegungen

Psychoanalytische Theorien

- 11 »Ewige Jugend« – Warum psychoanalytische Theorie
die Probleme hat, die sie hat** 283
- 12 *Try again, fail better*** 315
Über die sinnvolle, aber schwierige Beziehung
von Psychoanalyse und Soziologie
- 13 Psychodynamik und Gesellschaft** 327
Eine dialektische Beziehung und ihre Konzeptualisierung

Literatur 357

Textnachweise 365

Vorwort oder: Was hat die Psychoanalyse vom Kontakt mit der Soziologie?

In dem Aufsatz »Das Interesse an der Psychoanalyse« von 1913 schrieb Freud, »daß die Psychoanalyse [...] Interesse beansprucht, indem sie verschiedene andere Wissensgebiete streift und unerwartete Beziehungen zwischen diesen und der Pathologie des Seelenlebens herstellt« (Freud, 1913j, S. 391). Nach einer kurzen Skizze, die darstellt, wie die Psychoanalyse dazu kam, unbewusste Psychodynamik anzunehmen, sich zur Konflikttheorie entwickelte und daraus »das Primat im Seelenleben für die Affektvorgänge in Anspruch nimmt« und zugleich den »Nachweis eines ungeahnten Ausmaßes von affektiver Störung und Verblendung des Intellekts bei den normalen nicht anders als bei den kranken Menschen« erbrachte (ebd., S. 402), wendet er sich der Frage zu, was diese Annahmen und Einsichten anderen Wissenschaften zu bieten haben.

Er spricht auch die Soziologie an. Die Psychoanalyse könne, so Freud, ihr ein besseres Verständnis der »affektiven Grundlagen für das Verhältnis des einzelnen zur Gesellschaft« (ebd., S. 418) anbieten. Gesellschaften basieren auch auf libidinösen Besetzungen, die störungsanfällig sind. Neurotische Störungen hätten jedoch prinzipiell einen »asozialen Charakter« und »streben, das Individuum aus der Gesellschaft zu drängen« (ebd.).

»Andererseits deckt die Psychoanalyse den Anteil, welchen soziale Verhältnisse und Anforderungen an der Verursachung der Neurose haben, im weitesten Ausmaße auf. Die Kräfte, welche die Triebeinschränkung und Triebverdrängung von Seiten des Ich herbeiführen, entspringen wesentlich der Gefügigkeit gegen die sozialen Kulturforderungen« (ebd.).

Was Freud hier der Soziologie anbietet, ist allerhand: Nicht nur ein Konzept der Grundlage und Funktionsweise von Gesellschaften, sondern auch

noch eine Erklärung der individuellen Basis und der gesellschaftlichen Ursachen a-sozialen Handelns.

Freud hat diese Gedanken immer wieder aufgegriffen und weiterentwickelt. Schon die Studie über den Witz von 1905 behandelt im Grunde das komplexe Verhältnis von gesellschaftlichen Normen, individueller Abwehr und (sozial lizenzierter und zugleich getarnter) Form der Triebbefriedigung. Seine späteren kulturtheoretischen Schriften waren noch wesentlich ambitionierter und entwickelten dezidierte Vorstellungen über die Funktionsweise von Gesellschaft und Wissenschaft. Dass diese Vorstellungen bei Freud nur im Ansatz und in sehr spezieller Weise entwickelt waren (siehe dazu Kapitel 1 in diesem Band), dass er nicht eine soziologische, sondern eine lebensweltliche Vorstellung von Gesellschaft hatte und als Bezugspunkt nutzte, ist verständlich (ausführlich dazu Kapitel 1 in diesem Band). Und ebenfalls, dass er das Projekt als »angewandte Psychoanalyse« verstand – die Soziologie seiner Zeit kannte er naturgemäß kaum; interdisziplinäre Kooperation war zu seiner Zeit kein Thema.

Das sieht man seinen sozialpsychologischen Arbeiten an. Aber seit seiner Pionierarbeit hat sich die von die ihm entwickelte Perspektive methodisch wie inhaltlich erheblich weiterentwickelt. Außerdem ist die psychoanalytische Sozialpsychologie interdisziplinärer geworden. Es gab und gibt eine große Zahl interessanter und produktiver Unternehmungen, in denen die Perspektiven der Psychoanalyse mit denen der Soziologie in Verbindung gebracht wurden. Projekte dieser Art haben bemerkenswerte Beiträge zum Verständnis des psychosozialen Geschehens geleistet (siehe dazu die Kapitel 4 bis 7 im vorliegenden Band). Dabei hat sich allerdings auch eine Fülle von Problemen gezeigt, die mit Interdisziplinarität im Allgemeinen und mit dem Verhältnis von Psychoanalyse und Soziologie im Besonderen zu tun haben. Einige davon werden in den hier gesammelten Texten ausführlich diskutiert (in den Kapiteln 9, 11 und 12). Dazu gehört beispielsweise, dass Interdisziplinarität ein Sich-Einlassen auf eine andere Sichtweise voraussetzt. Die eigene Perspektive muss sich öffnen für das, was eine andere sieht und wie sie vorgeht. Das ist leichter gesagt als getan – es ist in gewisser Weise noch viel schwieriger geworden als zu Freuds Zeiten. Denn inzwischen haben sich beide Disziplinen erheblich entwickelt und von ihren Anfängen weit entfernt. Schon in einem Fach ist es kaum mehr möglich, umfassend auf der Höhe der Diskussionen zu bleiben – erst recht nicht in zwei verschiedenen Fächern.

Daraus ergibt sich eine paradoxe Situation: Die Bedingungen der Kooperation von Psychoanalyse und Soziologie sind günstiger, aber sie sind zugleich schwieriger geworden. Wenn man schon Mühe hat, im eigenen Fach den Überblick zu behalten, ist es fast ausgeschlossen, dies auch noch in einem anderen zu schaffen. Freud konnte keine Vorstellung von dem haben, was Soziologie ist und tut, weil es sie zu seiner Zeit nur in Ansätzen gab. Heute ist es schwierig, einen Zugang zu gewinnen, weil sie inzwischen ein hochgradig komplexes und unübersichtliches Fach geworden ist. Es gibt *die* Soziologie ebenso wenig wie *die* Psychoanalyse. Auch Letztere stellt sich bei näherem Hinsehen als eine fast unübersehbare Vielfalt von unterschiedlichen Variationen und Zugängen dar. Dieses scheinbare Chaos ist kein Zeichen von Unfähigkeit, Unreife oder Zufall, sondern hängt mit der spezifischen Gegenstandskomplexität und den daraus resultierenden Problemen von Theorien zusammen (auch das wird im folgenden Text ausführlich behandelt, zum Beispiel in den Kapiteln 8 und 9).

All dies wird deutlich, wenn man versucht, genauer zu bestimmen, womit es Soziologie zu tun hat: Mit dem Beginn der Aufklärung schärfte sich Blick auf soziale Realität. Wurde bis dahin relativ selbstverständlich hingenommen, dass Menschen zusammenleben, und darüber diskutiert, was denn die richtige Form dieses Zusammenlebens sei, stellte sich jetzt die grundlegende Frage: Wie ist Gesellschaft überhaupt möglich? Seit Hobbes wurde nach der Antwort gesucht – Soziologie ist letztlich der professionell organisierte, wissenschaftliche Versuch, diese Frage systematisch und detailliert zu beantworten. Dass sich dabei mit der zunehmenden Einsicht in die Komplexität des sozialen Geschehens auch die Vorstellungen verkomplizierten, ist nicht verwunderlich – und dass es nicht *eine*, sondern verschiedene Antworten gibt, ebenso wenig.

Das verdeutlicht ein Blick auf Aufbau und Funktionsweise sozialer Realität. Ihr Aufbau ist bestimmt durch ein Spektrum von konkret bis abstrakt, von singular bis aggregiert. Um das darzustellen, wird häufig zwischen verschiedenen Ebenen unterschieden. Etwa so:

- *Mikroebene*: Die Ebene der Fülle von einzelnen sozialen Situationen, die gleichzeitig stattfinden und aufeinander folgen. Jede Situation ist singular, hat aber ein spezifisches Profil, das aus ihrer Eigen-dynamik und aus den sozialen Vorgaben stammt (zum Beispiel Eltern-Kind-Interaktionen, Schulunterricht, Einkaufen im Supermarkt);

- *Mesoebene*: Die Ebene der themen- oder personenzentrierten Aggregationen (Organisationen wie Schulen oder Firmen, Gruppen wie Familien, Peergroups oder die Lehrer¹ einer Schule);
- *Makroebene*: Die Aggregation von empirischen Organisationen und Gruppen zu Subsystemen (Bildungssystem, Ökonomie) und Populationen (alle Schülerinnen, soziale Schichten);
- schließlich die Ebene der *Gesellschaft* als Gesamtsystem.

Der soziale Raum kennt also verschiedene »Stockwerke«, in denen soziale Realität jeweils verschieden prozessiert – Situationen folgen einer anderen Logik als Makrosysteme. Zwischen ihnen herrscht permanenter Austausch; sie konstituieren und treiben sich gegenseitig.

Gleichzeitig muss man sich das soziale Geschehen auch *geografisch differenziert* vorstellen: Es gibt Zentren und Peripherien, es gibt Unterschiede in der Dichte und des Austauschs. Was hier passiert, sieht anders aus als das, was da passiert. Auch dadurch kommen Differenzen und Bewegung ins Spiel. Dies gilt erst recht in Bezug auf die *thematischen Dimensionen*. Gesellschaften müssen die Lebensbedingungen bereitstellen (was durch *Technik, Arbeit, Ökonomie* geschieht), sie müssen sich steuern und Entscheidungen treffen können (das leisten *Macht und Politik*), sie müssen eine innere Ordnung erzeugen (das geschieht durch *Regeln, Muster und deren Kontrolle*), sie müssen Wissen, Vorstellungen und Denkmöglichkeiten erzeugen, verteilen und sanktionieren (durch das *Symbolssystem* und seine Spezialisierungen) und last, but not least: Sie müssen das Erleben, die Gefühle und Bedürfnisse der Akteure stimulieren oder bremsen, kanalisieren und integrieren (in Form einer *psychodynamischen Ordnung*). Das sind natürlich abstrakte Unterscheidungen – empirisch gibt es stets Mischformen und Überschneidungen. Aber jede dieser thematischen Dimensionen hat eine eigene Logik und Dynamik, das heißt, je weiter sie sich entwickeln, desto mehr driften sie auseinander.

Man hat es also mit einem Mehr-Ebenen-Geschehen mit beziehungsweise in unterschiedlichen thematischen Dimensionen zu tun, die interferieren, aber verschieden sind. Dadurch ergeben sich eine Fülle von Austauschprozessen und Transformationen. Sie unterscheiden sich nicht nur

1 Der besseren Lesbarkeit wegen und da auf diesem Gebiet zwar viel in Bewegung, aber noch keine einheitliche und elegante Lösung gefunden worden ist, verwende ich in weiterer Folge die männliche Schreibweise, die alle Geschlechter einschließen soll.

in der Art der Beziehung und den Effekten, sie haben jeweils unterschiedliche Zeithorizonte – die Zeit, die Prozesse brauchen, ist nicht überall gleich (etwa die Geschwindigkeit, mit der sich Änderungen auf den Ebenen, in den Regionen, in den thematischen Dimensionen entwickeln). Die vielen Teilprozesse sind inhaltlich, sozial, geografisch und zeitlich häufig unkoordiniert und gegensätzlich.

Gesellschaften funktionieren – existieren und entwickeln sich – dadurch, dass es ihnen gelingt, die für die Aufrechterhaltung ihrer Struktur und für deren Nutzung erforderlichen Leistungen zu erbringen. Es geht also um systemstabilisierende Leistungen, es geht aber auch darum, die Ziele, die sie generiert und die Mittel, die sie zu deren Realisierung produziert, zu steuern, zu kontrollieren und zu integrieren. Dies geschieht jedoch meist unter den Vorzeichen von Differenzen und problematischen Ungleichgewichten, von Konflikten, von unkontrollierten und unkontrollierbaren Entwicklungen und Widersprüchen, von defizitären, problematischen oder destruktiven Mitteln, die zur Steuerung benutzt werden. Anders gesagt: Komplexe Gesellschaften haben sich nur begrenzt im Griff, sie produzieren unentwegt Schwierigkeiten, Disparitäten, Krisen und sind mit mehr oder weniger Erfolg und mit mehr oder weniger schädlichen Mitteln damit beschäftigt, sie zu behandeln oder zu mildern. Und sie bringen in erheblichem Maß »Betriebskosten« mit sich, die typischerweise (ebenso wie das Profitieren von den Verhältnissen) ungleich verteilt sind.

Deshalb »funktionieren« Gesellschaften selten perfekt, viel häufiger mehr schlecht als recht und manchmal so schlecht, dass sie kollabieren und auf ein primitiveres Niveau regredieren. Dabei sind auch die Funktionsniveaus ungleich verteilt – »optimales« Funktionieren in einer Dimension kann mit primitivem in anderen einhergehen oder sogar damit verbunden sein. Was sich daraus ergibt, ist ein erratischer, vieldeutiger, widersprüchlicher Gesamtprozess, der immer verschieden verläuft und immer neue Variationen und unerwartete Dynamik hervorbringt. »Gesellschaft« ist also immer verschieden, immer auch anders und erratisch. Sie als Ganzes zu erfassen, übersteigt das Leistungsvermögen von Theorien.

Um die Komplexität ihres Themas zu bändigen, arbeiten alle diese soziologischen Theorien mit Modellen – von Max Weber als »Idealtypen« bezeichnet –, die die *Logik* des sozialen Geschehens rekonstruieren. Da es sich jedoch um eine *multiple* Logik handeln, ist eine logische Konsequenz, dass die Soziologie sich präsentiert als eine Pluralität von Theorien, die jeweils aus anderen Perspektiven und mit anderen Mitteln versuchen, soziale

Realität zu erfassen und zu verstehen. Diese Mittel und ihre Resultate sind zwangsläufig »esoterisch«: Außenstehende erleben sie als unverständlich, manchmal sogar als bizarr oder gar abwegig. Das kann nicht anders sein, weil sie sich an Gegenstandsvorstellungen und Diskursen orientieren, die oft weit weg sind von dem, was für die »Außenwelt« nachvollziehbar, relevant und verkräftbar ist.

Dazu kommt, dass manche Mittel tatsächlich problematisch sind und manche Eigendynamik der Diskurse (etwa Theoriemoden) irrationale Züge hat. Auch das erschwert Anschlussmöglichkeiten. Hier ist eines dieser Mittel besonders folgenreich: Im Bemühen darum, unbewältigbare Komplexität zu bewältigen, tendieren viele soziologische Theorien dazu, zunächst alles auszuklammern, was nicht sozio-logischer Natur ist. Man verzichtet also dezidiert auf die Einbeziehung von Psychologie. Das Argument: Dass es Ampeln im Straßenverkehr gibt, erklärt sich aus der Notwendigkeit von Regulation. Und dass Menschen an der roten Ampel stehen bleiben, hängt damit zusammen, dass das Zusammenleben nur möglich ist, wo Regeln eingehalten werden. Zugespitzt gesagt: Um zu verstehen, wie Gesellschaften (nicht) funktionieren, betrachten viele soziologische Theorien Gesellschaften zunächst als eine Art Maschine, deren Mechanik ohne die Menschen, die sie betreiben, untersucht wird. Implizit werden dabei vereinfachende Menschenbilder verwendet (etwa der »homo sociologicus«, ein Typus, der gesellschaftliche Erwartungen versteht, verarbeitet und auf bestimmte Weise umsetzt, oder der »homo oeconomicus«, der den Nutzen von Handlungen berechnet und deshalb lieber stehenbleibt, als sich überfahren zu lassen).

Das sind erklärungschwache und im Kern tautologische Vorstellungen. Ein häufiger »blinder Fleck« der Soziologie ist (aus methodischen Gründen!) daher ihre subjekttheoretische Schwäche. Um also die »volle Wirklichkeit« zu erfassen, bietet sich eine Zusammenarbeit mit Psychologie und speziell Psychoanalyse geradezu an. Dem steht jedoch einiges im Weg. Denn gerade für Theorien, die auf schwachen Grundlagen stehen, ist der »blinde Fleck« oft auch stabilisierend und entsprechend hoch besetzt. Dann arbeitet man lieber mit Hilfskonstruktionen aus Eigenmitteln, statt sich auf das Abenteuer der Kooperation mit einem anderen Fach einzulassen. Das muss wiederum den potenziellen Partner (auch die Psychoanalyse) erstmal irritieren, weil sie die Abstraktion von der Psyche der Akteure als unverständlich und irreführend erleben. Dies ist jedoch häufig eine wechselseitige Sache. Denn auch die potenziellen Partner haben ihrerseits

»blinde Flecken«, die für ihr Denken konstitutiv sind (und mit deren Relativierung sie sich ebenso schwertun).

Dieses Miss-Verstehen zwischen unterschiedlichen Fächern ist in gewisser Weise normal und geradezu unvermeidlich als Folge von an sich sinnvoller Arbeitsteilung und Spezialisierung. Man kann nicht alles zugleich und erst recht nicht alles zugleich differenziert thematisieren. Deshalb arbeiten Theorien mit Reduktionen, mit Vereinfachungen und mit Ausklammerungen. Dies ist eine unvermeidliche Funktionsbedingung, die zur Verständigungssperre werden kann, wenn die Abgrenzung als Stabilisierungsmechanismus genutzt wird. Und da, wo es gelingt, diese Hindernisse zu überwinden, stellt sich Interdisziplinarität als eine schwierige Sache dar (siehe Kapitel 9 im vorliegenden Band). Es reicht nicht, eine andere Sichtweise zu kennen und zu akzeptieren (was schon schwierig genug ist, wenn es sich um komplementäre »blinde Flecken« handelt). Man muss sich zudem noch mühen, ein gemeinsames Objekt zu finden und es in sein Herz aufnehmen. Und man muss aushalten, dass die eigenen Kompetenzen aus der Gegenperspektive skeptisch betrachtet werden – und dass in das gemeinsame Denken nicht das gesamte Repertoire der eigenen Möglichkeiten eingebracht werden kann (siehe Kapitel 11). Es sollte verfügbar und auf dem neusten Stand sein, weil es keinen Sinn mehr ergibt, Soziologie so zu betreiben, wie sie vor hundert Jahren war, ebenso wenig wie es Sinn macht, Psychoanalyse so zu verstehen, wie Freud sie entwarf. Das verlangt viel – Soziologen müssen verstehen, dass es nicht reicht, nur die *Traumdeutung* (oder gar nur die Gerüchte über die Psychoanalyse) zu kennen, um die moderne Psychoanalyse zu verstehen; Psychoanalytiker müssen sich damit auseinandersetzen, dass das, was im psychoanalytischen Blick als »Gesellschaft« erscheint, ebenso wenig ausreicht, um Gesellschaften zu verstehen wie bloßes Alltagswissen.

Ein anderes Problem: Man muss sich einschränken, weil man in interdisziplinärer Kooperation nicht alles realisieren kann, was man kann – thematisch, aber auch in der Art, wie die Themen behandelt werden. Ein Großteil des intern verwendbaren Repertoires ist im Sinne eines gemeinsamen Diskurses so nicht in der Zusammenarbeit verwendbar. Diese Art der Selbstbeschränkung ist eine weitere Zumutung. Trotzdem: Die Zusammenarbeit lohnt sich, wenn und weil beide Paradigmen sich auf produktive Weise ergänzen können. Erst in der Kooperation mit Soziologie kann Psychoanalyse ihr gesellschaftstheoretisches Potenzial zur Wirkung bringen. Dann kann es zu im Wortsinn »aufklärenden« Interpretationen kommen.

Diese Art der Kooperation basiert auf Reziprozität und darauf, dass beide Blicke sich auf ein gemeinsames Drittes richten. Es gibt jedoch noch eine *andere* Art der Unterstützung, die die Soziologie der Psychoanalyse bieten kann (und an die Freud aus verständlichen Gründen nicht dachte). Sie besteht darin, dass sich der soziologische Blick auf die *Psychoanalyse als soziale Realität* richtet. Denn sie basiert – wie alles, was sozial existiert – auf der Nutzung beziehungsweise Entwicklung passender sozialer Formate, sie ist verstrickt in ihre soziale Umwelt und sie operiert mit Mitteln, die im Austausch mit ihrer sozialen Umwelt stehen (und daher auch von ihr abhängig sind). Es geht also nicht um Theorie und Praxis der Psychoanalyse, sondern darum, die Voraussetzungen, unter denen sie entstanden ist, sich entwickelt hat und arbeitet, zu verdeutlichen. Das kann dazu beitragen, besser zu verstehen, welche Folgeprobleme damit verbunden sind. Speziell wissenssoziologische Perspektiven (die sich unter anderem auch mit den Problemen der Institutionalisierung von Reflexion und Selbstreflexion beschäftigen) beleuchten typische Konflikte und neuralgische Punkte, mit denen sich (auch) die Psychoanalyse herumschlägt. Dazu gehören beispielsweise die Gründe und die Folgen der »Schulbildung«, Schwierigkeiten der Standardisierung und Technisierung personengebundener Praxisformen, der institutionellen Balance, das Verhältnis von Organisationsform und Binnenstruktur, der Umgang mit Grenzen und vieles mehr (siehe dazu Kapitel 8 und 9).

Externe Perspektiven sind für das Objekt der Betrachtung immer heikel – das betrifft die Anwendung psychoanalytischen Denkens ebenso wie die Soziologie. Das Betrachtete wird dezentriert, so gesehen, wie es sich selbst nicht sieht. Das ist doppelt unangenehm. Objekt zu sein, ist eine eventuell bedrohliche soziale Depotenzenierung, und die fremde Sichtweise ist (aus der Binnenperspektive) unmittelbar nicht evident, erscheint unter Umständen als abwegig und kränkend. Andererseits: Die blinden Flecken, die Betriebsblindheiten der Binnenperspektive schränken die Möglichkeiten von Selbstreflexion ein. Daher ist es auch keine gute Idee, wenn beispielsweise von manchen Psychoanalytikern gefordert wird, die Psychoanalyse müsse ihre Probleme allein mit Mitteln der Psychoanalyse verstehen und bearbeiten. Wer so denkt, geht von einer Unabhängigkeit aus, die es nicht gibt und nicht geben kann. Der Imperativ überschätzt die Möglichkeit des eigenen Paradigmas. Keine Theorie kann alles gleichzeitig und gleich gut behandeln. Im Gegenteil: Die Fokussierung auf bestimmte Aspekte der Realität bedeutet zugleich, dass die erforderlichen Ein- und

Ausklammerungen die Beschäftigung mit anderen Aspekten erschwert, weil die auf ein bestimmtes Thema zentrierten Mittel eine ebenso differenzierte Einstellung auf einen anderen Aspekt erschwert.

Vielleicht ist auch gar nicht so schlecht, wenn eine heikle Diagnose der Außenwelt zugeschrieben werden kann ... Auf jeden Fall können ein externer Blick und seine Befunde nicht nur ein besseres Selbstverständnis mit sich bringen, sie können auch entlasten. Aus der Distanz wird sichtbar, dass institutionelle Probleme nicht das Resultat von (individuellem) »Versagen« sind, sondern Auswirkungen struktureller Schwierigkeiten, die aus der Logik des Themas und der Praxis resultieren. Nicht alles, was falsch läuft, ist also das Ergebnis von »Fehlern«, sondern kann als Ergebnis von nicht restlos lösbaren Konflikten gesehen werden, mit denen man sich dauerhaft herumschlagen muss.

Als Soziologe habe ich mich mit beidem beschäftigt. Viele meiner soziologischen Fragestellungen sind durch psychoanalytische Theorien bereichert worden. Bei fast allen Themen der Sozialwissenschaften lassen sich beide Perspektiven sinnvoll verbinden (siehe zum Beispiel Schülein, 2016, 2017, 2018). Die hier versammelten Texte² beschäftigen sich vor allem mit der anderen Perspektive: Sie bieten soziologische Anmerkungen zur Psychoanalyse – zu Freud, zur Psychoanalytischen Sozialpsychologie, zur Psychoanalyse als Institution und zu Aspekten psychoanalytischer Theorie. Das Ziel ist dabei ein besseres Verständnis von Entwicklungs- und Balanceproblemen. Meine Beschäftigung mit diesen Themen hat sich über einen längeren Zeitraum, an verschiedenen Themen und in verschiedenen Zugängen entwickelt. Das hat zur Folge, dass sich bestimmte Blickwinkel und auch die verwendete Terminologie hin und wieder verändert. Die Texte enthalten außerdem Wiederholungen und sie bilden auch kein zusammenhängendes Ganzes. Und sie unterscheiden sich im Stil. Der Vorteil: Sie lassen sich auch einzeln lesen – und sind insgesamt (m)eine Hommage an die Psychoanalyse, von der ich hoffe, dass dies so auch ankommt.

*Johann August Schülein
Wien, im Juli 2021*

2 Die im Verhältnis zu ihren ursprünglichen Fassungen (siehe »Textnachweise« am Ende des Bandes) überarbeitete und zuweilen erweiterte Versionen darstellen.